

Laudatio

Walther Rode-Preis 2016
an Günter Traxler, *Der Standard*
und „Das Medienquartett“, *Okto*

Wir wollen heute zwei Preisträger, zwei publizistische Formate und ihre Gestalter und Gestalterinnen ehren, die sich auf diesem sumpfigen Terrain medialer Medienkritik bewegen. Lassen Sie uns eine erste Definition ihrer Tätigkeit versuchen, abgeleitet aus der Literatur – wie passend – aus dem eigenen Haus. Unser Kollege Matthias Karmasin schreibt:

„Medienberichterstattung ist der Versuch von Journalisten und Journalistinnen, sich und einander beim Beobachten öffentlich zu beobachten. Medienjournalismus meint dabei jenen Teil dieser vielfältigen Beobachtungen, der aus verschiedenen sozialen Systemen medienbezogene Themen sammelt, sie selektiert, bearbeitet und medienspezifisch aufbereitet publiziert.“¹

In dieser simplen Definition liegt auch schon das zentrale Problem der Medienberichterstattung verborgen: Denn wie soll man (kritische) Distanz zu einem Themenfeld aufbauen, in dem man selbst tätig ist? Medienjournalismus steht also unter Verdacht. Unter Verdacht, gar kein Journalismus im engeren Sinn zu sein, sondern „Hofberichterstattung“, gut gemachte und trefflich verschleierte (Eigen-)PR, eine publizistische Speerspitze im Konkurrenzkampf, das Verschweigen eigener Fehler durch Ablenkung, oder schlicht auch nur Pannen- und Patzersammlung. Unterhaltsam, immer wieder einmal. Denn: Interessant sind Medien ja.

Doch was würden wir uns als mündige Bürgerinnen und Bürger einer komplexen Kommunikationsgesellschaft wünschen, um sie besser zu verstehen, zu nützen, darin selbst aktiv zu werden?

Medienjournalismus fordert gerne Transparenz, Offenheit, Verantwortung und Kontrolle; das gilt jedoch – so scheint es zumindest hierzulande – immer nur für die jeweils anderen. Der blinde Fleck auf dem Auge des Konkurrenten ist deutlicher zu erkennen als die Klappen vor den eigenen. Medienjournalismus ist damit sui generis im Spannungsfeld von Fremd- und Selbstreferenz, von (Unternehmens-)Identität und Vergesellschaftung, von res publica und public relations anzusiedeln.

In diesem Spannungsfeld sind zwei prototypische Standpunkte ausmachbar: einer, der Medienjournalismus als Teil der integrierten Unternehmenskommunikation und als Corporate Publishing sieht, bei dem die Medienunternehmung Richtlinien für die Selektion und inhaltliche Gestaltung vorgibt („Propagandamodell“) und einer, der Medienjournalismus

¹ Karmasin, Matthias (2005): Paradoxien der Medien. Über die Widersprüche technisch erzeugter Wirklichkeiten. Facultas WUV. Wien.

als Selbstbeschreibung mit allen professionellen Regeln (auch wenn sie das eigene Haus betreffen) forciert („Pluralismusmodell“).

Dieses „Pluralismusmodell“ hat vor allem die Funktion des Medienjournalismus als 4. Gewalt im Sinne der Kontrolle und Kritik im Blick. Eine Dichotomie von wirtschaftlichen Verwertungsbedingungen und journalistischer Leistung wird angenommen, Journalismus wird als Dienstleistung an der Gesellschaft definiert. Ehrlichkeit, analytische Ableitung, Objektivität, das Anbieten mehrerer Begründungen und das Offenlegen von Zweifeln sind Zentralmotive dieser Auffassung – auch in Bezug auf das eigene Medium. Gerade darin scheint der größte Hemmschuh bei der Etablierung von qualitativ hochwertigem Medienjournalismus in Österreich zu liegen.

Nicht nur in öffentlich rechtlichen Medien – auch wenn dort die Lücke besonders auffällt.

Wir jedenfalls denken, es besteht mehr Bedarf an kluger Selbstreflexion als an noch mehr gefinkelter Eigen-PR. Mit klugen Beiträgen zu ersterem kann der Medienjournalismus helfen, den Sinn und die Funktion von journalistisch hergestellter Öffentlichkeit auch in Bezug auf sich selbst zu erhellen. So besehen ist die erste Pflicht des Medienjournalismus: überhaupt ernsthaft betrieben zu werden!

Das ist manchmal eine Mühsal, weil man nicht nur gegen Administration und Chefetagen im eigenen Haus, sondern auch gegen den Esprit de Corps der Kollegenschaft generell arbeiten muss. Aber es ist eine Mühe, die sich lohnt, das zeigen die heutigen Preisträger, deren Arbeit wir gleich noch ausführlicher darstellen.

Die Herausforderung jedenfalls ist groß, wie unsere deutsche Kollegin Maja Malik vor einem guten Jahrzehnt in ihrem Buch „Journalismusjournalismus“² feststellte.

Zunächst wäre zu klären: Was soll überhaupt beobachtet werden? Sind es Quoten, wirtschaftliche Entwicklungen, Fehl- oder auch Wohlverhalten? fragt Malik. Und in welchen Formaten: Sind Berichte, Analysen oder doch Kommentare die geeignete Form? Oder sind womöglich Persiflagen, Comedy und Satire jene Herangehensweisen, die am besten geeignet sind, um Öffentlichkeit für Öffentlichkeit zu interessieren?

Unser Schweizer Kollege Stephan Russ-Mohl³ sieht Medienjournalismus als Bestandteil jener international beforschten „Media Accountability“ – für die es leider keine gescheite

² Malik, Maja (2004): Journalismusjournalismus. Funktion, Strukturen und Strategien der journalistischen Selbstthematization. Springer VS, Wiesbaden.

deutsche Übersetzung gibt, am ehesten trifft es die Definition „Bereitschaft der Medien zur Rechenschaftslegung“. Russ-Mohl erläutert sie anhand der drei englischen „C“s, die dank der Alliteration einprägsamer sind: Es geht um *correction policies*, *complaints management* und *coverage of journalism*. Ein umfassender Begriff von Medienjournalismus würde also dessen Qualität darin sehen, dass er als Mindeststandard eigene Fehler korrigiert, mit Beschwerden professionell und transparent umgeht und erst damit ja glaubwürdig überhaupt in der Lage ist, Journalismus allgemein zu diskutieren.

Soweit die Theorie.

Dass wir so eine Praxis aber nicht selbstverständlich erwarten, sagt uns etwas zum Zustand der Medien, etwa der größten Zeitungen, wenn sie sich selbst zum Thema machen.

Der Journalismusjournalismus, wie wir ihn heute an zwei Beispielen dennoch loben wollen, ist also nicht einfach zu leisten.

Sehr unterschiedlich sind auch die Formate, die wir auszeichnen wollen.

Hier das klassische Format der gedruckten Kolumne einer Tageszeitung: **Günter Traxlers „Blattsalat“** im *Standard*, gegründet 1991, also vor genau einem Vierteljahrhundert, hatte stetig an Bedeutung und Beachtung gewonnen und ist inzwischen eine Institution.

3

Da die regelmäßige TV-Diskussion **„Das Medienquartett“** mit rotierender Belegschaft kluger und gut vorbereiteter Gastgeber (und Gastgeberinnen) und jeweils einem Gast, der über Veränderungen von Öffentlichkeit, Medien und Journalismus mit ihnen nachdenkt. Das geschieht in einem Sender, der selbst eine Sonder-Rolle hat: in **Okto**, das als freies Bürgerinnen- und Bürger-TV, aus öffentlichen Mitteln gefördert, ohne kommerzielle Gewinnabsicht arbeitet. *Okto* ist also ein Urenkel der alten Brecht'schen Radio-Theorie, wonach jeder Empfänger auch ein Sender sein möge.⁴

Medienkritischer Journalismus kann dann zufällig, oder jedenfalls beiläufig, entstehen, wie das Beispiel des „Blattsalat“ zeigt. Dessen Autor Günter Traxler war schon vor dem ersten Erscheinen der Kolumne viele Jahre einer der führenden österreichischen Journalisten mit spitzer Feder gewesen, zuerst in der Politikredaktion, in den 1980ern eine Weile als Herausgeber der *Arbeiter-Zeitung*, danach als Chef vom Dienst und Autor im *Standard*. Schon 1976 – eine Weile her also – war ihm für seine journalistische Arbeit der Karl Renner-Preis verliehen worden.

³ Russ-Mohl, Stephan (2013): Rechenschaftspflicht: Medien am Pranger. <http://de.ejo-online.eu/qualitaet-ethik/medien-am-pranger> (zuletzt abgerufen am 11.10.2016).

⁴ Brecht, Bertolt (1968): Der Rundfunk als Kommunikationsapparat. In: Bertolt Brecht: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 18. Suhrkamp, Frankfurt am Main. S. 127-134.

1991 nun saß die Redaktionsspitze des damals noch ganz jungen *Standard* beisammen, Herausgeber Oscar Bronner, Chefredakteur Gerfried Sperl und eben Traxler, und stellte fest: Medien kritisieren alles, außer sich selbst. Eine neue Kolumne wurde kreiert, Traxler schlug den Titel vor: „Blattsalat“. Die Idee war, dass aus der Redaktion jeweils verschiedene Redakteurinnen und Redakteure Auffälliges aus den Printprodukten kommentieren würden, das eigene Haus nicht ausgenommen. Traxler, nach Eigendefinition „ein altes Print-Schlachtross“, machte nur den Anfang. So dachte er jedenfalls. Aus der Idee einer Medienbeobachtung, gespeist von der Vielzahl in der *Standard*-Redaktion, wurde ganz schnell ein sehr individuelles Meinungselement, getragen von Günter Traxler und jenem „professionellen Misstrauen“, das er selbst als Geschäftsgrundlage des Journalismus bezeichnet. Es wurde Traxlers „Blattsalat“, in seinem eigenwilligen Stil, seiner sehr persönlichen Sprache. Deren kluger Gebrauch ist ja im Journalismus nicht selbstverständlich und Günter Traxler einer der seltenen Virtuosen auf diesem großartigen Instrument. Für unsere Wahl 2016 war diese besondere Sprache ganz wesentlich.

4

Denn: Was nicht in die Sprache eingeht, hat keine gedankliche Relevanz. Nur in der Sprache kann sich das Denken konsolidieren. Nur ein sprachverhaftetes Denken ist durch solidarische Haftung der Sprachgemeinschaft gedeckt. Gewiss können und dürfen wir alles Mögliche denken; die Gedanken sind frei. Das unausgesprochene Denken aber verläuft sich. Das bloße Denken kann, seine scheinbare Freiheit gierig genießend, gewaltige Sprünge machen – um dann den Atem schnell zu verlieren und sich in völliger Selbstaufgabe und Erschlaffung dem Schauspiel schnell vorüberziehender Vorstellungen zu überlassen. Wer aber verbindlich etwas mitteilen will über sein Denken, der muss sich der Sprache bedienen. Wer aber spricht und schreibt, der steht unter Verantwortung. Das Sprechen ist ein Sich-verantwortlich-machen, das heißt, die Rede muss sich im Vorgriff auf die erwartete Antwort verstärken.

Aber es steht schlecht um die Sprache im öffentlichen Raum und um das notwendige „Sich-verantwortlich-machen“.

Die Sprache kann ihre Geltung nur aus dem Einvernehmen der Sprachgemeinschaft beziehen. Alles Sprechen hat eine außersprachliche Intention. Die Sprache erfüllt sich in Sachbezügen, und wo die Sprache nur noch für sich selbst spricht oder des klaren Gegenstandsbezuges entbehrt, ist auch die sprachliche Sendung beendet. Wo Sprache das nicht beachtet, verfällt sie in leeres Gerede. Die Sprache lenkt unser Denken auf das Koordinatenfeld gemeinsamer Lebenserfahrung. Wenn sie das nicht tut, evoziert sie nur noch eine Gefühligkeit, die zumeist mit ideologischer Nebelbildung einhergeht.

Im Interview vor Verleihung des Rode-Preises sagt Günter Traxler: „ Ein Journalist muss eine Gesinnung haben – und die muss für den Leser transparent sein“.

Traxler zielt stets aufs verbindliche Wort. Er versieht den Gedanken mit der Schwerkraft des Wortes. Der Gedanke ist angewiesen auf diese Vermittlung der Sprache.⁵ Wohl eilt der Gedanke der Sprache voran. Der Gedanke hat Blitzesschnelle. Aber ein wortfreies Denken gliche einem gedanklichen Wetterleuchten. Und soweit der Gedanke dem Wort auch vorausläuft – er ist zur Rücksicht gezwungen. Er muss sich aus seinem unendlichen Spielraum entheben, um sich im Wort zu verankern. Traxler zielt auf diese „Schwerkraft“, von der er behauptet, dass wir ihrer bedürfen, um uns nicht im völlig Unverbindlichen zu verlieren.

Traxler thematisiert Falsches. Traxler bringt uns Skurriles nahe. Er befährt mit uns die Nebenbahnen der Wortbedeutungen. Als einer der Wenigen aus diesem Gewerbe vermag Traxler Lust zu verschaffen: Lust am Verstehen. Lust am Überdenken erster Leseindrücke. Mitunter generiert er auch jene Gefühlswallung, über die wir uns doch alle ach so gerne erhaben wähnen: Schadenfreude über jene, die mit ihrem Wortschwall bloß anzeigen, dass sie irgendetwas wollen, deren Straucheln über die Klippen der deutschen Sprache indes doch verlässlich ausweist, dass sie nicht können, was sie wollen. Fast nebenbei gelingt Traxler dann, was von uns allen angezielt werden sollte: Das Höchstmaß der Wirksamkeit mit dem Mindestmaß an Einsatz zu erreichen, diese Formel der modernen Energielehre gilt auch für die Sprache.

Traxlers Ein- und Anwürfe können schmerzen: Nie ist sich der Mensch so fremd, und niemals stellt er sich unverständiger an, als wenn er durch die Kritik an seiner Sprache zur Selbstbegegnung geführt wird. Der Romanist und Sprachwissenschaftler Werner Krauss⁶ hat uns daran erinnert: Die Gefühle bei einer sprachlichen Maßregelung sind vielleicht am ehesten der Empfindung eines Käufers vergleichbar, dem man aus heiterem Himmel die Gültigkeit seiner in Zahlung gegebenen Umlaufmittel bestreitet. Schon ein Anruf des Sprachgewissens kommt einem drohenden Verruf der sprachlichen Währung nahe. Bei seiner Sprache gepackt, fühlt sich der Mensch in seiner Natur getroffen. Traxler zielt, und meist trifft er.

Seinen Anstrengungen haftet natürlich stets etwas völlig Anachronistisches an. Denn je mehr die Gegenstandswelt in der Vernebelung des Bewusstseins entschwindet, desto stärker und wüster kommt der Anspruch zum Vorschein, Gehör zu finden. Der allenthalben durchs Land schallende rechtspopulistische Mist gibt uns Zeugnis davon. Diese Sprache, die alle Konturen verliert und nur noch akustische Masse statt der gegliederten Laute hervorbringt, die keinen

⁵ siehe auch Noll, Alfred J. (2001): Die Sprache als Waffe. Ein Mittel der Macht und ihr Missbrauch. In: Kaltenbrunner, Andy (Hg.): Beruf ohne (Aus-)Bildung. Anleitungen zum Journalismus. Czernin, Wien. S. 53-59.

⁶ Naumann, Manfred (Hg.) (1997): Werner Krauss: Das wissenschaftliche Werk. Bd. 8: Sprachwissenschaft und Wortgeschichte. De Gruyter, Berlin - New York.

Gegenstand greift und ordentlich im Bewusstsein befestigt, sie bleibt ihrer zähen Neigung überlassen, sich an die Mitwelt zu heften, sich überall anzukitten und zu verkleben.

Wir könnten über Traxlers „Blattsalat“ vieles sagen, wir könnten daran vieles rühmen. Preiswürdig alleine aber ist schon, dass Traxler sich durch das regelmäßige Gelingen seiner kontinuierlichen Bemühung der zunehmenden Konturlosigkeit der Sprache und der damit einhergehenden Verantwortungslosigkeit des öffentlichen Sprachgebrauchs mit großer Entschiedenheit entgegenstellt. Er leistet damit uns allen einen Dienst.

Wenn wir zunächst diese publizistische Leistung von Günter Traxler gelobt haben, so ist es im zweiten Teil dieser Laudatio für Beispiel gebenden Medienjournalismus ein Team, das hervorgehoben wird. Generell das Team von *Okto*, das einen Rahmen dafür geschaffen hat, dass speziell das Team des „Medienquartett“ einen Platz gefunden hat, um regelmäßig medienanalytisch und -kritisch auf hohem fachlichen Niveau und doch für ein breites, interessiertes Publikum gut verständlich zu diskutieren.

6

Erfunden und entwickelt wurde dieses regelmäßige Quartett vom Verein *M-Media*, der sich interkultureller Medienarbeit, vor allem mit Migrantinnen und Migranten, widmet und vom *Presseclub Concordia*, der traditionsreichen Vereinigung von AutorInnen und JournalistInnen, gemeinsam eben mit *Okto*: Die Vielseitigkeit der Redaktion mit alternierender Runde der Gastgeber und Diskussionsleiterinnen machte zugleich klar, dass eben nicht nur die einen Medienmacher die anderen befragen würden: Neben den Medienprofis Armin Thurnher, Herausgeber des *Falter*, Rubina Möhring, Präsidentin der *Reporter ohne Grenzen*, Simon Inou von *M-Media* und *Concordia*-Generalsekretärin Astrid Zimmermann moderierten und diskutierten etwa auch die Philosophie-Professoren Heidelinde Pauer-Studer und Herbert Hrachovec, Psychotherapeut Richard Richter. Im Sender selbst betreut die Okto-Intendantin Barbara Eppensteiner das Quartett, die seit Sendestart vor nunmehr elf Jahren gemeinsam mit Geschäftsführer Christan Jungwirth den neuen Sektor partizipativen, offenen Fernsehens erfolgreich aufgebaut hat.

Erstes Thema bei der Premiere des „Medienquartetts“ nun – fast auf den Tag vor genau fünf Jahren – war in der medienkritischen TV-Talkshow gleich demonstrativ selbstzweifelnd das problematische Wesen von TV-Talkshows im Gespräch mit einer deutschen Talkshow-

Produzentin. Seit damals hat das „Medienquartett“ mit spannenden Gästen aus In- und Ausland eine Vielzahl von Themenfeldern beackert: Es ging dabei öfter mal um Pressefreiheit an aktuellen Beispielen, um konkrete Handlungsfelder des Journalismus, von Sportberichterstattung bis Investigativjournalismus, um medial vermittelte Wirklichkeit und deren Unzulänglichkeiten, um Flüchtlingsreportagen, das Verhältnis von Kirche und Medien.

Das jeweils neu zusammengestellte Quartett diskutierte über Formen der politischen Inszenierung in der Mediengesellschaft, Internet-Ökonomie, Social Media-Strategien oder eben auch über unser heutiges Thema: die Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Medienjournalismus in Österreich.

Die Sendungen können nach Ausstrahlungen und Wiederholungen im linearen Anbot von *Okto* in der sogenannten „Oktothek“ im Internet dauerhaft weiter gesehen und genutzt werden.

Zu loben ist zuerst, dass es sie in dieser Konsequenz, alle vier Wochen – wenn auch mit Sommerpause – und seit fünf Jahren gibt.

In dem, was die derzeit populärsten Mediensystemtheoretiker Hallin und Mancini⁷ die liberale, manchmal auch die atlantische Medienkultur nennen, ist Medienberichterstattung mit Bereitschaft zu Selbstkritik, auch in elektronischen Medien, seit Jahrzehnten populär und selbstverständlich. In den USA, so beschreibt schon 2002 unsere Dortmunder Kollegin Susanne Fengler⁸, erlebten einschlägige Formate in Print, Online und TV gerade wegen und dank der damals ganz frischen Popularisierung des Internet einen enormen Aufschwung.

Unser zentraleuropäisches Mediensystem – von Hallin/Mancini demokratisch-korporatistisch genannt – blieb zögerlich. In Österreich ist das auch ein logischer Nebeneffekt jener hohen Konzentration in den Medienbesitzverhältnissen, die in medienökonomischer Fachliteratur⁹ beschrieben ist, aber öffentlich sehr wenig thematisiert wird. Gerade unter solchen Marktverhältnissen wird dann aber „Mediokratie“ im politikwissenschaftlichen Wortsinn gestärkt, verschiebt sich also das stets irgendwie symbiotische Verhältnis von Medien und Politik zugunsten einer Dominanz der Medien. Es gibt dann eine diskrete Charmelosigkeit, oft auch eine Schamlosigkeit der Mediokratie.

⁷ Hallin, Daniel C./Mancini, Paolo (2004): Comparing Media Systems. Three Models of Media and Politics. University Press, Cambridge.

⁸ Fengler, Susanne (2002): Medienjournalismus in den USA. UVK Medien, Konstanz.

⁹ siehe z.B. Steinmaurer, Thomas/Scheipl, Elfriede/Ungerböck, Andreas (2002): Konzentriert und verflochten. Österreichs Mediensystem im Überblick. StudienVerlag, Innsbruck. bzw. Kaltenbrunner, Andy/Karmasin, Matthias/Kraus, Daniela/Zimmermann, Astrid (Hg.) (2007): Der Journalisten-Report. Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung. Facultas, Wien. oder Fidler, Harald (2004): Im Vorhof der Schlacht. Österreichs alte Medienmonopole und neue Zeitungskriege. Falter Verlag, Wien.

Umso dringender ist es dann, dort besonders genau hinzusehen, wo Medienmacht sehr viel mehr will, als wir ihr zugestehen wollen. Das macht das „Medienquartett“ – unaufgeregt, mit viel Expertise, vielleicht nicht für ein Millionenpublikum, aber jeweils für einige tausend oder zehntausend sensibilisierte Zivilbürger und -bürgerinnen, denen nicht gleichgültig ist, wie wir miteinander kommunikativ umgehen und welchen Ton Massenmedien jeweils mit welchem Interesse anschlagen.

Okto-Intendantin Eppensteiner beschreibt das als eine zentrale Aufgabe des Senders überhaupt: „Die aufklärerische Beschäftigung mit der Bedeutung von Medien für Gesellschaft und Demokratie“. Das gilt für das gesamte Programm. Darin soll nicht nur experimentiert, sondern auch über die Ergebnisse laufend diskutiert und das Ergebnis solcher Reflexion selbst wieder öffentlich gemacht werden.

In Österreich hatte sich ja erst sehr spät, nach der Jahrtausendwende, der dritte, nicht-kommerzielle Rundfunksektor etabliert. Ausgehend von einem visionäres Verständnis für das, was Habermas schon 1973 als „ideale Sprechsituation“¹⁰ bezeichnete – also eine, bei der alle Mitglieder einer Öffentlichkeit auf einer Ebene gleichberechtigt kommunizieren. Es bedarf dann anscheinend so eines besonderen Rahmens wie bei *Okto*, damit im Fernsehen über die Rolle von Medien kritisch und konsequent immer wieder laut nachgedacht wird. Ganz oder jedenfalls wesentlich kommerziell motivierte Medien schaffen das sonst kaum. Am Budget sollte es wohl nicht liegen; jenes von *Okto* beträgt etwa ein Promille des ORF-Etats.

Doch: „Medienjournalismus ist in den Medienhäusern die unbeliebteste Disziplin des Journalismus“¹¹, schreibt Kurt W. Zimmermann, Chefredakteur des *Schweizer Journalist*. „Medienjournalismus ist stets ein internes Risiko für externe Geschäftsbeziehungen.“¹² In dieser riesengroßen Lücke im deutschsprachigen Raum hat mit *Okto* ein kleiner Sender, der als nicht-kommerzielles Projekt um die Geschäftsbeziehungen nicht fürchten muss, einen bedeutenden, spannenden Platz besetzt.

Selbst die öffentlich-rechtlichen Sender kennen diese Ängste. Allerorts. Damit hier nicht nur Österreich kritisch vermessen wird: Eine Studie im Auftrag der Schweizer Regulierungsbehörde *Bakom* schreibt: „Neben Nischenangeboten braucht es eine Medienkritik mit Breitenwirkung“¹³. Es müsse in der Schweiz „der öffentliche Rundfunk

¹⁰ Habermas, Jürgen (1973): Wahrheitstheorien. In: Fahrenbach, Helmut (Hg.): Wirklichkeit und Reflexion. Neske, Pfullingen. S. 258.

¹¹ Zimmermann, Kurt W. (2015): <http://de.ejo-online.eu/redaktion-oekonomie/redaktionsmanagement/das-gibt-nur-aerger-medienjournalismus> (zuletzt abgerufen am 11.10.2016)

¹² Ebda.

¹³ Puppis, Manuel/Schönhagen, Philomen/Fürst, Silke/Hofstetter, Brigitte/Meissner, Mike (2014): Arbeitsbedingungen und Berichterstattungsfreiheit in journalistischen Organisationen. <https://www.bakom.admin.ch/dam/bakom/de/dokumente/2014/12/journalistenbefragungimpressum.pdf.download.pdf/journalistenbefragungimpressum.pdf> (zuletzt abgerufen am 11.10.2016). S. 44.

verstärkt medienjournalistische Aufgaben übernehmen“¹⁴. Den mahnenden Worten folgten kaum Taten. Ein kurz noch mutig angetragener „Medienclub“ des *SRF* wurde schnell wieder eingestellt, dann auf sporadische Ausstrahlung limitiert.

In Deutschland – wo ja übrigens auch der *Spiegel* sein bis dahin selbstständiges Medienressort 2015 geschlossen hat – stehen die vielen öffentlich-rechtlichen Sender in den Ländern kaum diskursivfreudiger da. Eine Ausnahme ist da nur „Zapp“, das recht flotte und wöchentlich aktuelle Medienmagazin des *NDR*. Es ist der glücklichen Kooperation eines engagierten Chefredakteurs und eines mutigen Intendanten zu verdanken.

Im *ORF* kommen seit einigen Jahren die Versuche einiger durchaus engagierter Journalistinnen und Journalisten zur Etablierung einer kontinuierlichen Mediensendung im Radio über die, scheint's unendliche, Pilotphase nicht hinaus, im Fernsehen kommen die Ideen für ein kritisches Medienformat nicht einmal bis dorthin.

9

Die eingangs bereits zitierte Journalismusforscherin Maja Malik hatte dabei schon vor mehr als einem Jahrzehnt festgestellt, was heute noch viel deutlicher ist: Seriöser Journalismus braucht es im ureigenen Interesse dringend, journalistisch seriös thematisiert und kritisiert zu werden.

„Er ist – wie alle sozialen Akteure – grundlegend auf die Akzeptanz und Anschlussfähigkeit seiner Operationen angewiesen (...), doch gerade diese scheinen in den vergangenen Jahren gefährdet zu sein: Erstens wird journalistischen Medienangeboten immer weniger Glaubwürdigkeit zugeschrieben (...), zweitens muss Journalismus in der ‚Informationsgesellschaft‘ mit einer zunehmenden Zahl und Vielfalt anderer, nicht-journalistischer Kommunikationsangebote um die begrenzte Aufmerksamkeit seines Publikums konkurrieren (...). Es scheint für den Journalismus daher nicht nur sinnvoll, sondern sogar notwendig zu sein, die Funktionalität und Leistungsfähigkeit seiner Kommunikationsangebote selbst zu thematisieren (...), das gesellschaftliche Vertrauen in Journalismus zu stärken und damit seine Existenz zu sichern.“¹⁵

Das schrieb Malik schon 2004, wir diskutierten da noch lange nicht die „Lügenpresse“, was als Vokabel übrigens selbst seriöse Medien zuletzt bei Selbstverteidigung ihrer Profession übernahmen, womit sie sich dann jener denunziatorischen Begriffe bedienen, deren historisch belastete Herkunft manche gar nicht mehr verorten können.

¹⁴ Puppis, Manuel/Schönhagen, Philomen/Fürst, Silke/Hofstetter, Brigitte/Meissner, Mike (2014), S. 45.

¹⁵ Malik (2004), S. 146f.

Nun ist uns klar, dass es neben Selbstthematisierung und Selbstregulierung im Journalismus auch viele lebendige Formen und Foren der Fremdbeobachtung geben muss. Wenn wir da noch manches kurz ansprechen, klingt es ein paar Mal auch nach Hinweisen pro domo – also verstehen Sie das ruhig so.

Ganz wichtig ist etwa in der Weiterbildung für Journalisten und Journalistinnen die Konfrontation mit den Experten und Expertinnen von außerhalb des Systems, nicht nur in Online-Foren oft zweifelhafter Bonität, sondern auch ganz persönlich, national und international, in Workshops, Kongressen, Seminaren.

Offene Kanäle wie *Okto* wiederum haben auch hier seit jeher eine besondere medienpädagogische Funktion, in einem Land, das Medienerziehung in den Schulen schon in den 1970er Jahren in einem Erlass als „fächerübergreifend“ definiert hat – mit der Folge, dass diese Media Literacy in allen Gegenständen unter den Katheder fällt. Einen Teil dieser Lücke füllen offene Kanäle mit Anleitung zum praktischen Tun.

Neben der Medienkritik einer aufgeklärten Öffentlichkeit dient natürlich auch praxisnahe Journalismusforschung in vielen europäischen Ländern dieser professionellen Reflexion. Deren Dotierung ist in Österreich – etwa in der so genannten Presseförderung als Position versteckt – aber deplorabel gering.

Natürlich kann und soll Fremdbeobachtung der Medien diese zur Selbstbeobachtung ermutigen. Ein weiterer, möglicher Beitrag dazu ist die Vergabe von Journalismus-Preisen, die zur Diskussion über Journalismus-Qualität beitragen. Das wollen wir jeweils mit Dotierung und Vergabe des Walther Rode-Preises und unseren aus Forschung abgeleiteten Argumenten. Und diesmal eben jene ermutigen, denen eine kritische Öffentlichkeit und Medienqualität in ihrer eigenen journalistischen Arbeit ein besonderes Anliegen ist.

Die Laudatio wurde verfasst von Andy Kaltenbrunner, Alfred J. Noll, Daniela Kraus und Matthias Karmasin.